Nie wieder Krieg! Aus einem Grunde sollte man es fast für möglich halten, daß die Kriege aufhören. Es sagt ein alter Spruch: „An ihren Göttern sterben die Menschen." Nun wollen die Menschen heute ja einen persönlichen Gott und Herrscher über der Welt nicht anerkennen; die Kräfte der Natur, die im All wirksam sind und die zu entdecken und zu verwerten der Menschen eigentliche Aufgabe sei, die sind nach Vieler Meinung das wirksame, die Welt leitende Prinzip.

Nun darf ja auch die Menschheit stolz darauf sein, daß sie in der Erkenntnis und Verwertung der Naturkräfte Fortschritte gemacht, in der Technik, in der Chemie, in der Eroberung der Luft und der Meerestiefen. All diese Entdeckungen finden aber ihre ganz besondere Verwertung gerade im Kriege. Man denke nur beim letzten Weltkriege an die Flieger, an die giftigen Gase, an die Tanks. Persönliche Tapferkeit trat in den Schlachten zurück, die elementaren Kräfte waren die eigentlichen Krieger und Sieger. Sagen denn nicht solche, die den Krieg mitgemacht, die Tanks seien unser Verderben gewesen, wenn sie wie eine feuerspeiende Kampflinie heranrückten und wie eine Mähmaschine kilometerweit alles niederstreckten? Nun denke man sich die Steigerung und Entwicklung dieser Verwertung der Naturkräfte weiter fortgesetzt in einem Maße, von deren Möglichkeit wir jetzt noch keine Ahnung haben. Man denke an die massenhafte Herstellung von Flugzeugen, und ihr Zusammenfliegen wie ein Starenheer, die Sprengladungen durch die Luft tragen, die aus unerreichbaren Höhen in weniger als einer Stunde ganze Städte in Trümmer werfen, denke an die Giftgase, die Kilometer weit die Luft verpesten und jeden töten, der nur daraus einen Atemzug tut. Dann „sterben die Menschen wirklich an ihren Göttern", denn die von ihnen entdeckten und verwerteten angebeteten Naturkräfte wirken dann elementar wie ein Erdbeben, oder der Ausbruch eines Vulkans, oder ein Dammbruch, oder ein Taifun in China. Unter den Trümmern des Gebäudes, das er aufgerichtet, wird dann der Mensch selbst begraben.

Nie wieder Krieg! Will man diese Meinung aber aus dem Seelenzustande der Menschen herleiten, dann hat man wenig Hoffnung, daß dieser Wunsch sich erfüllt. Sind wir Menschen doch in unserem täglichen Leben noch viel zu viel dem Kriegsgeist verknechtet. Es gibt noch immer Kains, die den Bruder Abel im eigenen Hause totschlagen. Herrscht nicht in so vielen Kreisen der Neid, die Mißgunst, die Eifersucht? Wie viele Häuser gibt es, unter deren Dache kein Friede wohnt, keine Eintracht zwischen Mann und Frau, kein Gehorsam der Kinder gegen die Eltern! In wie vielen politischen und Gemeindeversammlungen lebt man von Zank und Parteibefehdung, wie viel Tätzereien enden mit blutigen Schlägereien! Stecken nicht in all den, wie sich die Leute mit denen auseinandersetzen, die anderer Meinung sind, als sie, lauter Kriegsempfindungen, Widerspruchsgeist, die wie all die kleinen Rauchwölkchen, die aus den Schornsteinen der einzelnen Häuser aufsteigen, schließlich die riesige Rauchwolke erzeugen, die schwarz über den modernen Großstädten lagert, die eigentlichen Kriegswetterwolken erzeugen. In wie vielen Familien gibt es unter den Brüdern einen herrschsüchtigen Saul, ja selbst aus so vielen Ehen schlägt plötzlich die Kriegsflamme heraus, so daß man die Ehe wohl als das „Schlachtfeld zweier Egoisten" bezeichnet hat. Und wie oft kann man es in Vereinssitzungen, ob sie nun von Frauen oder Männern besucht sind, gewahren, wie die Menschen emporfahren, wenn nur das kleine aufgeregte Selbstgefühl angetastet wird, wie da alle sachliche Diskussion schwindet und die Zeit mit dem törichtsten Hin- und Herüberschießen zwischen den kleinen Ichs vergeudet wird.

Dieser Kriegsgeist muß aus dem Einzelmenschen, den Familien, den politischen Parteien, den wirtschaftlichen Zweckverbänden heraus, sonst wird's auch immer wieder Völkerkriege geben.

Man spricht so viel von Liebe: sie ist ja auch die Retterin der Welt. Aber sie ist dreifach: Gottesliebe, Selbstliebe und Nächstenliebe. Leider, daß mit der Gottesliebe auch die opferfreudige Nächstenliebe aus der Welt gewichen und nur die ungeordnete Selbstliebe, der kalte Egoismus mit all seinen bösen Trieben übrig geblieben ist. Daran entzünden sich die Kriege.

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

5) Erzählung von A. Kolping.

Am anderen Tage erzählte der Vater, in welches Unglück wir hineingeraten. Als wir damals in diese Gegend kamen, hatte mein Vater die Bekanntschaft des Amtmannes zu G. gemacht und an ihm, wie er meinte, einen treuen, zuverlässigen Freund gefunden. Da es ihm zu gefährlich schien, unser Vermögen, das in barem Gelde bestand, überall hin mitzunehmen, hatte er die ganze Summe diesem seinem neuen Freunde, und zwar auf Treu' und Glauben, anvertraut. Beim Ankaufe des Mühlengrundes, dann beim Baue der Mühle selbst und später bei den gemachten Anlagen hatte er sich, wie er das Geld nötig hatte, dasselbe auf brieflichem Wege erbeten und kurz, wie der Vater war, immer nur die Bemerkung gemacht, daß er die vorige Summe richtig erhalten und nun der folgenden benötige. Daß er sein eigenes Geld erhalten und verlange, hatte er gar nicht für nötig befunden, dabei zu bemerken. Der alte Amtmann hatte die Summen auch eine um die andere richtig abgeschickt und vielleicht selbst keinen üblen Gedanken gehegt. Er war vor kurzem gestorben, und unter seinen Papieren fand sein Sohn, der Syndikus in G. war, die Briefe meines Vaters. Obschon der Herr Syndikus von dem Verhältnisse seines Vaters zu uns Kunde hatte, so griff er doch diese gemeine und niederträchtige Gelegenheit, seinem lustigen Leben neue Hilfsquellen zu verschaffen. Damit er aber selbst nicht gegen uns aufzutreten brauche, verkaufte er seine vermeintlichen Ansprüche und damit zugleich die Beweismittel, die Briefes meines Vaters, an einen bekannten Wucherer in G., der dann zusehen solle, wie er zu seinem Gelde komme. Ueber diesen Handel machte er durch den Brief, den der Vater am vorigen Abende von dem Fremden empfangen, Anzeige. Der Fremde war natürlich kein anderer, als der Wucherer aus G., in dessen Hände wir nun gefallen. Das unvorsichtige Vertrauen meines Vaters stürzte uns also ins Unglück. Die Summe belief sich beinahe auf den ganzen Wert der Mühle mit sämtlichen Anlagen. War unsere Besitzung doch erst ein angelegtes Kapital, das kaum anfing, seine Zinsen abzuwerfen.

„Daß uns Unrecht, schreiendes Unrecht geschah, fühlten wir alle aufs tiefste und glaubten deshalb auch über das Unrecht mit Recht klagen zu können. Daß wir uns nicht einmal mehr wehren konnten, vermehrte unseren Jammer. Der Vater war durch die Aufregung krank geworden und legte sich auf mehrere Wochen zu Bette. Alles, was er mühsam gebaut, geschafft und geplant hatte, das drohte mit einem Schlage ihm aus den Händen gewunden zu werden. Alle Träume von künftigem Wohlstande zerrannen vor der furchtbaren Wirklichkeit. Kein Wunder, wenn er fast zu sterben wünschte, um den Jammer nicht zu erleben, den er durch sein Verschulden, wie er sagte, über seine Familie gebracht. Stumm und schweigend lag er Tage und Nächte da und konnte sich immer weniger in sein Mißgeschick finden. Die Mutter, nachdem sie sich ausgeweint, suchte sich zuerst zu fassen. Die Liebe zu Mann und Kind gab ihr fast unversiegliche Kräfte. Ihr Zuspruch hielt auch diesmal den Vater am Leben, sonst glaube ich nicht, daß er den Schlag ausgehalten. Von dem verhüllten Christusbilde in der Kammer saß die Mutter aber oft stundenlang und weinte; wenn sie glaubte, von niemand bemerkt zu werden. Dann dachte sie an ihre früheren Tage, an die Heimat zurück und klagte Gott ihr Leid, der sie von einem Dornenwege auf den anderen geführt. Das war ihr Trost. Daß auch dieser nicht ausreichte, daran hatte aber unser Herrgott keine Schuld, meine lieben Kinder!" — setzte der Großvater bedeutungsvoll hinzu und hielt inne.

„Auf mich selbst" — fuhr der Greis dann wieder zu erzählen fort — „machte das Unglück den nachteiligsten Eindruck. Ich sah den Vater leiden und litt mit ihm; ich hörte den Jammer der Mutter, und das Herz im Leibe drehte sich dabei um; aber statt frömmer zu werden durch die Heimsuchung Gottes und von meinem Stolze zu lassen, setzte sich eine Art Trotz gegen das Mißgeschick bei mir fest, und je sicherer es war, daß unser Vermögen uns entwunden wurde, um so mehr mehrte sich mein Herz gegen die Erniedrigung, die sich vor der Welt wenigstens damit verknüpfen mußte. Dazu trug der Jammer meiner Mutter das Seinige bei.

„Ach, an uns liegt nichts," sagte sie eines Tages, während wir am Krankenbette des Vaters saßen; „wir sind doch einmal dazu bestimmt, in diesem Leben unterzugehen. Aber daß du, Otto, auf den wir alle unsere Hoffnung gesetzt, und den wir noch in diesem Leben wieder zu Ehren gebracht hofften, nun nackt und bloß werden sollst und von unten anfangen, um vielleicht dein Leben lang nicht zum Ziele zu kommen, das ist das Allerschwerste. Es ist auch, als habe Gott unsere Familie verlassen und habe sie ihren Feinden zum Spielballe gegeben. Wodurch haben wir das wohl verdient? — Otto, unser einziges Kind, vergiß nie, was du deinem Namen und deinen Eltern schuldig bist, und daß es von dir abhängt, ob wir je wieder zu Ehren kommen oder nicht." So klagte die arme Mutter, die, wie der Augenschein lehrt, noch sehr tief in irdischen Gedanken versunken war und deren Herz mehr den irdischen Namen ihres Kindes, als sein ewiges Heil mit sich herumtrug. Aber mich stachelte das damals nur mehr auf, und trotz dem drohenden Unglücke trug ich den Kopf hoch wie früher.

„Der Vater genas darauf leidlich wieder; aber der Prozeß begann nun auch und schleppte neues Leid und neuen Kummer ins Haus. Durch allerlei Zwischenfälle zog er sich in die Länge, und bisweilen meinten wir gar, er könne für uns noch eine günstige Wendung nehmen. Es waren eitle Hoffnungen!"

„Doch für heute ist's genug, liebe Kinder," sagte der Großvater, indem er nach seinem Pfeifchen griff. „Morgen erzähle ich weiter."

„Wo waren denn die Eltern eigentlich zu Haus?" fragte der Rudolf nach einer Pause. Die Ahnenneugierde war in ihm wach geworden. — „Eigentlich waren sie im Himmel zu Haus," sagte der Großvater schalkhaft; „das beste Herkommen vergessen die Menschen gern. Uebrigens will ich selber es gar nicht mehr wissen, woher sie auf Erden gekommen. Unser Herrgott hat den Stammbaum einmal ausgerissen und in den Lindengrund verpflanzt. Da ist er am besten gediehen. Und, Rudolf, was Gott tut, das ist immer wohlgetan!" Der Enkel fragte nicht weiter, denn er merkte schon, was für Antworten folgen würden.

Trotzdem, daß der Greis eines der schmerzlichsten Stücke seines Lebens erzählt hatte, blieb er doch gleich ruhig und gelassen dabei, so daß ich mich höchstlich darüber verwunderte. Kaum konnte ich erwarten, bis wir anderen Tages gegen Abend uns wieder unter den Apfelbaume zusammenfanden, um Weiteres zu hören.

Heidenmission und Diaspora Kloster Marienberg.

Ungen. 50 Mark für den Bonifatiusverein. — 500 Mark für die Heidenmission. — 500 Mark für den Bonifatiusverein. — Von einem Kind aus Neuß eine Herrenuhr für die Heidenmission. — Ungen. ein goldenes Kreuzchen und ein Paar Ohrringe. — Geld für eine Anzahl Heidenkinder ist abgegeben worden.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 37. Sonntag, 10. September. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 10. September: Nikolaus v. Tolentina.
Montag, den 11. September: Protus.
Dienstag, den 12. September: Guido.
Mittwoch, den 13. September: Notburga.
Donnerstag, den 14. September: Kreuz Erh.
Freitag, den 15. September: Nikodemus.
Samstag, den 16. September: Kornelius.

Sonntagslesung.

„Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." Wenn irgendwo die Unmöglichkeit, zwei Herren zu dienen, offenkundig ist, dann hier, wo beide Herren die denkbar größten Gegensätze darstellen. Gott ist der Inbegriff aller geistigen, übernatürlichen Güter, das Geld der Inbegriff alles dessen, was diese Welt und diese Erde zu bieten hat. Gott fordert den ganzen Menschen für seinen Dienst, seine Seele und seinen Leib. Aber auch das Geld ist ein Herr, der niemanden neben sich duldet und immer mehr die Kraft, die Sorge, die Gedanken seines Knechtes auffaugt. Gott will den Menschen von sich selbst, von seinen Lüsten und Begierden, von der Welt und ihrer Lust freimachen; das Geld verstrickt den Menschen immer fester in seine Netze, macht ihn selbstsüchtig, hart und unbarmherzig und läßt ihm vieles groß und wertvoll erscheinen, was doch nur vergänglich und hinfällig ist. Gott zeigt dem Menschen ein ewiges Ziel und ein ewiges Leben, das Geld sagt ihm: „So, meine Seele, nun hast du reichen Vorrat auf viele Jahre, habe gute Ruhe, iß und trinke und laß es dir wohl sein." Viele Leidenschaften können den Menschen in das Niedere herabziehen, aber keine, die ihn so gemein in Gesinnung und Handeln macht, als die Geldgier und die Habsucht. Man ist geneigt, alle Schwächen und Fehler den Menschen nachzusehen — den Geizhals aber verachtet jedermann.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXXV.

Bildung des Herzens.

Die zweite Ursache, die an der Gestaltung des Charakters mitarbeitet, ist der Einfluß unserer Umgebung, der Zeit, des Ortes, des Umgangs und der Erziehung. Mit tausend Wurzeln steht der Mensch in seinem Lande, in seinem Volke und in seiner Zeit, und niemand ist ein so selbstgemachter Mann, daß er nicht viel, sehr viel den äußeren Einflüssen der Umgebung verdankt. Der Asiate ist ein anderer wie der Europäer; der Italiener, Franzose, Spanier ein anderer wie der Deutsche, der Engländer, der Schwede; ein Mann aus dem 19. Jahrhundert ein anderer, wie einer aus dem 12. Wir sind ein Stoff, an dem unzählige sichtbare und unsichtbare Hände gearbeitet haben und noch arbeiten, ja, wir besitzen selbst ein gewisses Vorleben unserm Leibe und unsern Neigungen nach in unsern Vorfahren, in ihrem Blut und in ihrem sittlichen Verdienst und Mißverdienst. Wie die leiblichen Krankheiten, so vererben sich seelische Gebrechen und wirken an uns und in uns den Fluch oder den Segen von Uebeltaten oder auch tugendlicher Größe, die uns eigentlich nicht zukommen.

Wie oft findet man in Familien, in allen ihren Gliedern, Söhnen und Töchtern die ganze Zartheit und liebevolle Güte, die ihre Eltern ausgezeichnet haben, und wie oft sieht man in den Idiotenanstalten arme Wesen, deren beklagenswertes Elend in Blöd- und Stumpfsinn aus der Schnapsflasche herausgeflossen ist, die ihr Vater, vielleicht die Mutter noch dazu, immer wieder an den Kopf gesetzt haben.

Wie die Bergwasser Mischungen und Bestandteile annehmen und mitführen von den Erd- und Steinschichten, über die sie gleiten, so empfängt und nimmt der Mensch Gutes und Böses aus dem Blut der Geschlechter, die ihm vorangegangen sind. Nicht mit Unrecht nennt man den Lauf der Natur ein geheimes Fehm-, ein stets fortwirkendes und nichts verschonendes Gottesgericht, das Segen und Fluch erteilt bis in die kommenden, späteren Geschlechter. Ein Gedanke, der, wenn wir nicht wüßten, daß Gottes Vorsehung alles zum Besten und auch das Böse zum Guten zu lenken weiß, an ein Schicksal könnte glauben machen, auf der anderen Seite aber auch uns bewegen soll, bei Fehltritten unserer Mitmenschen nicht sogleich an bösen Willen zu denken, sondern auch wohl den Verhältnissen, wenn ich einmal modern sprechen soll, dem milieu Rechnung zu tragen, aus dem die Menschen hervorgegangen, in dem sie aufgewachsen sind und worin sie leben.

Bis hierher haben wir es bei der Bildung des Charakters mit Faktoren zu tun, deren Herbeiführung und Wirkung von Menschen unabhängig sind. Er bringt sie mit, er überkommt sie, er ist von ihrer Atmosphäre umgeben und atmet sie ein, unbewußt, wie die Lunge die Luft.

Der Charakter wird aber nicht bloß angeboren und anerzogen, sondern auch selbständig von Menschen erworben. Und das Wie des letzten Punktes zu wissen, ist doch die Hauptsache. Durch Mühe und Arbeit, die der Mensch auf seine Selbsterziehung verwendet, durch die Angewöhnungen und Fertigkeiten, die er sich anbildet. Der Mensch vermag hierin, wenn nicht alles, doch viel, ja mehr, als er vielleicht meint. In Beziehung auf diese andauernde Selbstgestaltung kann man mit Recht sagen, der Charakter sei der Wille, der die Seele beherrscht und dem Menschen ein gleichmäßiges Denken und Handeln aufprägt.

Hieraus erkennen wir aber auch, welchen Einfluß auf die Bildung des Charakters der katholische Glaube und die christliche Sittenlehre hat. In dem Gebote der Gottes- und Nächstenliebe geben sie dem Willen die Richtung, die er in seinem Denken und Handeln unentwegt innehalten muß, in den Sakramenten bieten sie ihm die Gnade, den schwachen Willen zu stärken und in der Tugendübung, in der Selbstüberwindung und Selbstverleugnung die sie verlangen, nehmen sie den wechselnden Einflüssen, die auf die Bildung des Charakters hemmend und verwirrend einwirken wollen, immer mehr die zwingende Kraft und lassen, wie bei der körperlichen Arbeit die Muskeln sich stählen, so in diesem Kampfe und in dieser Arbeit an sich selbst den Willen in der bestimmten guten Richtung immer mehr an Festigkeit und Gleichmäßigkeit und Beharrlichkeit des Strebens zunehmen.

Betrübte und armselige Zeiten!

Die Klagen über die traurigen Zeiten werden mit jedem Tage größer. Man nimmt kein Zeitungsblatt in die Hand, ohne zu lesen, wir ständen am Anfang vom Ende, sitzt in keiner Elektrischen, ohne zu hören, wir gingen dem Untergang entgegen.

Die Staatsmänner zerbrechen sich die Köpfe, die Bankleute und die des Finanz- und des Wirtschaftslebens halten Konferenzen, aber niemand weiß einen Ausweg, und wenn der Premier-

minister eines Landes einen weiß, sagt der eines anderen Landes, der Weg sei für ihn ungangbar. Wir schimpfen über Poincare und haben gewiß Grund dazu, aber das Traurigste ist, daß es ganz große Gruppen unter uns gibt, die ruhig weiter tanzen auf diesem Vulkan.

Aus der französischen Revolution wird uns erzählt, daß, als nach dem Sturze Robespierres man aufgehört hatte, das Blutgerüst durch die Straßen zu fahren, die vornehme junge Pariser Welt es nicht abwarten konnte, bis ihre eigenen Räume so weit hergerichtet waren, um Gesellschaftsbälle zu halten, sie darum im Hotel Richelieu sich zu sammengefunden und dort sogenannte Opferbälle veranstaltet hätten, bei denen eine junge Dame nur mit einem Herrn tanzte, dessen Vater wie auch der ihrige den Kopf unter der Guillotine gelassen. Fürchterlich, wie die Vergnügungs- und Genußsucht doch das natürlichste Kindesgefühl ersticken und in Roheit umwandeln kann!

Ist's heute anders? Die Autos rasen nacheinander über die Straße und in wie vielen sitzen die Blutegel des Volkes, Schieber und Spitzbubengesindel? Und wenn sie Werktags in diesen Stinkwagen ihre unsauberen Geschäfte gemacht und andere Leute um viele Tausende betrogen oder beraubt, fahren sie darin Sonntags mit ihren Frauen oder Kurtisanen in irgend ein Lokal innerhalb oder außerhalb der Stadt und geben sich der ausgesuchtesten Schlemmerei in Essen und Trinken hin. Die Schaffner der Elektrischen könnten uns erzählen, in welchem Zustande sie oft genug solche Leute nachts mit dem letzten 1 Uhr-Wagen heimbringen. Festgesetzt werden müßte dieses schlimme Volk, nicht etwa bloß deswegen, weil es sich so am Wohle des Volkes versündigt, sondern weil sie schon allein wegen des schlechten Beispiels, das sie geben, gemeingefährlich sind.

Aber sehen wir davon ab, kann man Lügen gestraft werden, wenn man behauptet, daß heute ganze Gruppen der heranwachsenden Männer- und Frauenwelt — mit Ausnahme weniger Kreise — bunt zusammengewürfelt ein Leben führen, das man nicht anders als ein Verprassen und Vergeuden nennen kann?

Wir stehen bei unsern Lesern gewiß nicht im Verdacht, daß wir, wenn wir selbst auch Kopfarbeiter sind, denen, die mit den Händen im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot verdienen müssen, nicht reichlichsten Lohn und eine mehr als bloß ausreichende Erholung gönnten. Aber ist es zu viel gesagt, es sei bei den meisten Jugendlichen, auch aus der arbeitenden Klasse, das Leben auf das Genießen eingestellt? Die Papierscheine, schnell gewonnen, schnell zerronnen. Soeben sprach ich mit dem Direktor eines großen Hotels. Auf die Frage, wie es im Geschäfte gehe, antwortete er: „Die Anfrage nach Wein sei größer, als das Angebot." Die teuersten Weine, bis zu 200 und 400 M. die Flasche, würden getrunken und zwar nicht bloß von Ausländern, sondern von gewöhnlichen Leuten, die nur Sonntags Glace anzögen, damit man nicht die Arbeitshände erkenne. Man jammert über Hungerlöhne und Hungergehälter, aber, wenn man sich die Kleider ansieht und die Hüte, die die jungen Mädchen tragen, so muß man doch meinen, die hätten es und könnten es. Man klagt über die hohen Eisenbahnpreise, und doch, wie viele Vereine, die irgend einen Sport treiben, sind jeden Augenblick auf der Fahrt zu irgend einem Wettstreit oft genug in einer entlegenen Stadt. Wann werden so viele Feste gefeiert, so viel Umzüge veranstaltet, so viel Bälle und Tanzmusiker arrangiert und darauf Riesensummen dem Vergnügen geopfert, wie in unserer Zeit! Und ist das nicht Wasser auf die Mühle des Franzosen Poincare?

Während so ein großer Teil der jungen Leute eine erhebliche Summe des sogenannten Existenzlohnes verjubelt, darbt die kinderreiche Familie, darben die alten Leute, die kleinen Rentner, die durch Sparsamkeit und Fleiß für die letzten Tage sich ein Sümmchen zurückgelegt. In diese Stätten stiller Armut und Not sehen leider unsere Feinde nicht hinein, können es auch manchmal nicht, weil die in der Oeffentlichkeit auftretende Genuß- und Vergnügungssucht ihnen ein ganz anderes Bild gibt. Drum sind diese genannten Kreise an dem Elend des Vaterlandes selbst mit schuld, streuen sie doch unsern Siegern Sand in die Augen.

Wohl ist zuzugestehen, dieses bunte, in allen Farben schimmernde Gewebe der Vergnügungs- und Genußsucht, wie es die Straßen, die Kaffees, die Wirtshäuser, die Rennlage, die Theater und Kinos vor unseren Augen ausbreiten, wird meistens von Ausländern, die wegen unserer armseligen Valuta sich für ihre Goldgulden bei uns bene tun können, hergestellt, aber auch unsere Jugend, durch das Beispiel verführt, stickt reichlich Fäden in dieses traurige Gewebe hinein, in ein Gewebe, das, wenn es früher oder später zerreißt, uns zeigen wird, wie wir als ein in Lumpen gehülltes Geschlecht einherziehen. Möge der barmherzige Gott sich unser erbarmen und uns zur Einsicht kommen lassen, ehe es zu spät ist. Bedenken wir den Spruch:

Ein unzufriedenes Geschlecht mit Zorngebärden
Will ändern seine Welt und selbst nicht anders werden.
Trittst du mit der Begier, dem Tand nicht in den Kampf,
Wird dir des Lebens Lust und Freud' zum Todeskrampf.

„Genießen macht gemein" sagt Goethe.

Tugend.

Tugend, Tugend nur gibt wahren Seelenfrieden,
Hätte dir das Glück ein Königreich beschieden,
Wären alle Schätze dieser Erde dein,
Ohne Tugend würdest du doch elend sein.
Die Tugend — sie verbürgt nicht nur die Seelenruh',
Sie führet überdies viel Heil den Menschen zu.
Ja, Tugend und Freude sind innig verwandt,
Es knüpfet sie beide ein himmlisches Band.

Karl Trimborn von Prof. Dr. Cardauns.

„Laudemus viros gloriosos, laßt uns die preiswürdigen Männer loben", steht in der hl. Schrift. Zu diesen Männern gehört auch Karl Trimborn, seit Gröbers Tode der Vorsitzende der Zentrumsfraktion. Seine vielen Freunde im Rheinland, in Westfalen und im Reiche, werden sich freuen, daß er soeben in dem ihm befreundeten Professor Dr. Cardauns seinen Biographen gefunden. Das Lebensbild ist in diesen Tagen im Volksvereinsverlag, M.Gladbach, erschienen.

In der Art, wie das Geistesleben sich nach außen offenbarte, hatten Trimborn und Cardauns Aehnlichkeit Tr. konnte nicht langweilig reden und C. kann nicht langweilig schreiben. Wenn es in irgend einer Volksversammlung hieß: Tr. hat's Wort, da legten sich die Hände von selbst zum Beifallklatschen zusammen und um die Mundwinkel zuckte es, weil man wußte; nun kommt auch der Humor, nicht zwar der „des Kölner Hänneschens", aber wohl der echt rheinische, der jedem Kölner im Blute steckt, zu seinem Recht. Und wenn er im Abgeordnetenhause oder Reichstag sich zu einer Rede erhob, dann reckten sich alle die müden Köpfe der Parlamentarier in die Höhe und interessierte Spannung überzog von neuem alle Gesichter.

Und wer einen Artikel, eine Broschüre oder ein Buch von Cardauns in die Hand nimmt, den lassen sie mit ihrer geistreichen Causerie, ihrem flotten prickelnden, allem Doctrinären und Trockenen fremden Stil nicht los, bis er den letzten Satz gelesen.

Dabei hat Cardauns als Kölner ja ein besonderes Verständnis für die Eigenart seines Landsmannes, der bis in die Wurzel seines Lebens Kölner war.

So sind Trimborn und Cardauns, abgesehen davon, daß beide im politischen Leben vielfach sich begegneten, und als Führer des Volkes, der eine in der Presse, der andere als Redner und Organisator gemeinsame Ziele verfolgten, nach Geist und Gemüt einander verwandt; und daß nun der noch jugendfrische Fünfundsiebzigjährige seinem jüngeren Freunde, dessen Tod er mit Tiefen beklagt, diesen Ehrenkranz auf das Grab legen konnte, wird ihm selbst eine wehmütige Freude, den vielen Freunden Beider aber eine dankbar empfundene Genugtuung sein.

Es ist in unserm Blättchen nicht die Stelle, nun an der Hand dieser Biographie Trimborns Verdienste zu schildern, nur das eine sei gesagt, daß man aus dem Buche so recht verstehen kann, wie vielseitig Trimborns Tätigkeit gewesen, wie viele Anregungen im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Leben von ihm ausgegangen, wie viele das Volkswohl fördernde gesetzgeberische Maßnahmen seinem Impuls zu verdanken sind.

Und was vor allem die Zentrumspartei in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen nach allen Beziehungen nicht zum wenigsten auch in den religiösen Fragen an ihm gehabt, das wird uns bei der Lektüre dieser feinen Schrift erst so ganz offenbar.

Trimborn teilte mit seinem Freunde Julius Bachem, der neben Cardauns viele Jahre Redakteur der Kölnischen Volkszeitung war, den weiten politischen Blick, die klare Beurteilung der Sachlage und die besonnene Erkenntnis, was unser den gegebenen Verhältnissen zu erstreben und zu erreichen sei.

Zu den schönsten Partien des Buches gehören die Mitteilungen aus den Briefen Trimborns an seine Frau. Wer beide, ihn und seine Gattin gekannt, hätte auf eine große Verschiedenheit der Charaktere schließen mögen. Er, ein braver, treuer Katholik, aber mit beiden Füßen auf der Erde stehend, sie, eine mystisch veranlagte, über den Sternen wandelnde Natur, doch beide verbunden durch eine innige Gottesliebe, die im Wohlwollen und Wohltun gegen ihre Mitmenschen ihre tätige Auslösung und ihr Glücksempfinden fand. Ein Familienverhältnis finden wir hier, wie es nicht schöner, reiner und inniger gedacht werden kann.

Möge das schöne Buch recht viele Leser finden, es verdient es vollauf.

Eben, wo wir die Korrektur dieses Artikels lesen, kommt unser bekannter Assessor zu Besuch und erzählt uns, er sei früher als Referendar bei Trimborn gewesen und habe als besondere Eigenschaft seiner Anwaltstätigkeit gefunden, die Rechte der Armen mit besonderer Wärme zu verteidigen.

Zum Schluß noch etwas Humoristisches von dem Humoristen: 1906 war Tr. in Amerika. In einem Briefe an seine Frau heißt es: „Wir wohnen in einem Riesenhotel. Ich ließ mich rasieren und den Kopf waschen. Kostenpunkt: ein Dollar." Heute 3500 M. nach unserer Valuta. Im Jahre 1906, liebe Leser, laßt den Bart wachsen!

Das Feldhuhn.

Etwas für die Jägersleute.

Im Frühling, wenn am Haselstrauch neben den Blütenkätzchen sich schon einige Blütensternchen entwickelt haben, hört man zuerst der Feldhühner Ruf. An verborgener Stelle kratzt die Henne eine kleine Vertiefung aus, die dürftig mit dünnen Grashalmen und dann mit den Eiern belegt wird. In der Anbringung des Nestes zeigen die verschiedenen Hennen ihren besonderen Geschmack. Die eine liebt es, ihr Nest mitten in einem Getreide- oder Kleefelde anzulegen, eine andere sucht Wiesen, wieder andere das Gestrüpp der Hecken und Raine oder gar das Feldgehölz auf, und diese Vorliebe scheint sich auf ihre Jungen zu vererben. In diese Vertiefung legt das Feldhuhn seine 10—20 kleinen Eier von stumpfbirnförmiger Gestalt und graugrünlicher Farbe und zwar jeden Tag eins. Nach dreiwöchentlicher Verbrütung schlüpfen die Jungen aus und ernähren sich in den ersten vierzehn Tagen ausschließlich von Insekten, welche sie im Grase aufschnappen, und von kleinen Würmern. Tritt anhaltendes Regenwetter ein, so verschwinden die Fliegen, Mücken und anderen Insekten, und die kleinen Hühnchen kommen vor Not und Kälte massenweise um. Sind aber die ersten Wochen warm und sonnig, dann wachsen die Küchlein schnell und munter heran, es sprossen kleine Federchen hervor, sie werden unempfindlicher gegen die Witterung und nehmen härtere Nahrung, Käfer, Heuschrecken und Sämereien zu sich, die nun immer in ausreichendem Maße vorhanden sind.

Den Sommer über gewähren die Frucht- und Getreidefelder Schutz und Verstecke. Unter der wachsamen Sorge von Hahn und Henne lernen die Kleinen bald flattern und fliegen und so leichter den Nachstellungen der zahlreichen Feinde aus der Familie der Raubtiere entgehen. In den friedlichen Tagen vor Beginn der Jagdzeit führen die Familien ein stilles, schönes Leben. In der ersten Morgenfrühe sind sie schon munter, und wenn die Sonne erscheint, haben die Feldhühner schon ihre erste Mahlzeit gehalten und lassen sich behaglich von dem freundlichen Tagesgestirn durchwärmen. Ist der Tau zu stark, so suchen sie Brachäcker, Stoppelfelder und dergl. auf; die Insekten, Sämereien und was ihnen sonst als Nahrung dient, finden sie jetzt ja überall. Nach Mittag halten sie eine mehrstündige Ruhe, während deren sie ein Sand- oder Staubbad zu nehmen und dann bequem in dem heißen Sonnenschein zu liegen belieben. Dann schütteln sie den Staub aus den Flügeln und suchen in behaglicher Langsamkeit die Futterplätze ab, bis die Dunkelheit hereinbricht. Zur Nacht haben sie ihren regelmäßigen Stand, wo sie sich lautlos dicht nebeneinanderschmiegen. Dieser Nachtstand befindet sich immer auf freiem Felde, auf ungepflügten Brachäckern in einer Seitenfurche zwischen den Erdschollen, nie aber oben auf den von Raubtieren gern als Passage benutzten Rücken des Stückes.

So rückt der Herbst heran; es rüsten sich die Jäger in Stadt und Dorf, und mit gespannten Erwartungen und gespannten Flinten ziehen sie auf die Jagd. Zwar gelingt es nicht jedem Jäger, aus der Kette der Feldhühner, wenn die gescheuchte Schar so plötzlich mit lautem Brausen in überraschender Schnelle auf- und davonstreigt, eines herunter zu donnern. Wer keinen guten Hund hat, dem laufen die gewitzigten Tiere in den Ackerfurchen davon, ohne daß der Jäger ein Stück zu Gesicht bekommt. Ist auf solche Weise eine Kette auseinander gekommen, dann lockt der alte Hahn die Seinen durch lautes „Girrik" oder „Girrik" wieder zusammen; wenn der treue Hüter selbst fällt, überrimmmt die Henne die Führung und Sammlung. Wird aber eine halbwüchsige Kette der beiden Eltern beraubt, so geht sie fast ausnahmslos bis auf das letzte Glied zu Grunde, falls nicht ein kinderloses Pärchen oder eine andere Kette sich der Waisen annimmt.

Diese herbstlichen Verfolgungen sind für die Feldhühner die Vorschule für die Umbilden und Heimsuchungen des Winters. Durch dieselben werden sie gezwungen, über ihren Brutbezirk hinauszufliehen und alle sicheren Zufluchtsorte eines weiten Kreises kennen zu lernen. Durch die Verfolgungen lernten ihre gleichteten Reihen die Wachsamkeit, welche bei den kahlen Feldflächen doppelt nottut jetzt, wo das Raubzeug um so eifriger auf die leckere Beute lauert. Vor allem ist der Hühnerhabicht ihr furchtbarster Feind, dem sich in einigen Gegenden der Sperber anschließt. Wenn bei tieferem Schnee die Feldhühner durch Hunger ermattet sind, werden ihnen Bussard, Rabe und selbst Krähen gefährlich. Weihen und Eulen ergreifen sie, und nicht minder tun Fuchs, Katze und Hermelin ihnen Abbruch.

So, lieber Leser, wenn du in dieser Zeit an einem Wildprethladen vorübergehst, die dort von des Jägers Blei gemordeten Tiere siehst und dir das Wasser im Munde zusammenläuft vor Verlangen nach einem solchen Feldhühnchen, das aber heute meist nur für die Schieber und deren Madams in erstklassigen Hotels gebraten wird, so magst du dich an der Lebensgeschichte der Tierchen erfreuen und darin für dich ein kleines Wohlempfinden liegen, daß deinetwegen keines derselben das Leben hat lassen müssen.

Nach Kevelaer!

Wenn die heutige Nummer in die Hände unserer Leser und Leserinnen kommt, dann ist in vielen Häusern der Stadt ein großes Gelauf. Morgen früh zieht nämlich die Fußprozession nach Kevelaer, an der sich in diesem Jahre ohne Zweifel besonders viele beteiligen werden.

Denn nicht bloß hat der begeisterte Freund und langjährige Mithauptmann der Prozession, Quirinus Jaegers, wiederholte Male in der Zeitung seinen Appell ergehen lassen, nein! das im Herste nach Kevelaergehen steckt ja von alters her den frommen Leuten in Stadt und Land im Blute, und wer einmal dort gewesen, der sagt sich jedes Mal: Das war nicht das letzte Mal.

Heute nun heißt's sich rüsten, sein Schließkörbchen zu den die Prozession begleitenden Pilgerkarren schicken, vom Schuster die neu gesohlten und beschlagenen Pilgerschuhe holen, alles Mögliche, wenn man's hat, in den Rucksack stecken, eine Servelatwurst, Aepfel gegen den Durst, ein Fläschchen Kölnisch Wasser, wenn einem flau werden sollte, vielleicht gar — natürlich nur bei einigen Wenigen — ein klein Liqueurchen, um schwindende Lebenskräfte unterwegs wieder aufzuwecken.

Nun ist alles besorgt. Wer es kann, nimmt noch ein volles, jeder wenigstens ein Fußbad, und dann heißt's bei Zeiten schlafen gehen, denn morgen heißt es früh auf, 4¾ Uhr wird schon die hl. Kommunion ausgeteilt, 5¾ Uhr ist Pilgermesse, und um 6 Uhr läuten feierlich die neuen Glocken vom Münsterturm, die Brudermeister erheben ihre Stäbe und neigen sie zur Rechten und zur Linken, damit der Rosenkranz in schönem, einheitlichem Rhythmus gebetet wird, dann klingt zum ersten Male das prächtige, von Pfarrer Ludwigs verfaßte Neußer Pilgerlied mit Begeisterung durch die Straßen und dann geht's über Neußerfurth auf Ostrath zu.

Wer die Prozession von der Seite in der Ferne wallen sieht, der möchte sie mit ihren fliegenden Fahnen und den mit Bändern geschmückten Pilgerstäben für eine Militär-Cohorte, aber nicht eine, die zum Kampfe, sondern zum Beten und zwar zum Beten auszieht, um Trost und Frieden zu suchen bei der Trösterin der Betrübten. Denn die Pilger tragen als Seitengewehr nur den Rosenkranz und als Armeebefehl nur den gedruckten Pilgerstab in der Hand. Man hört keine Kampf- und Schlachtenlieder wie: „Du Schwert an meiner Linken, was soll dein feurig Blinken?" sondern nur „Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn." Man zieht nicht aus, um irgend eine Stadt, wie Verdun zu erobern, sondern um ein kleines Pilgerdorf zu besuchen, das seit Jahrhunderten ein Gnadenbild der Muttergottes verwahrt, zu dem seit mehr als 250 Jahren die Pilger aus Rheinland, Westfalen und Holland in Scharen wallen, um unserer lieben Frau von der immerwährenden Hülfe ihr Leid zu klagen, bei ihr Trost zu suchen, und dort in der Beichtkapelle den ganzen Druck des Herzens wegen eigener Verfehlungen von sich abzutun.

In jedem Jahre werden wir gebeten, einen Kevelaerartikel zu schreiben, zur Aufmunterung. Wir tun es, weil man's wünscht, nötig ist es nicht, denn die Liebe zu Maria und die Freude, die Prozession mitzumachen, die leben so in den frommen Herzen, daß es eines äußeren Appells und Anstoßes gar nicht bedarf. Aber glückliche Reise und Fahrt wollen wir den lieben Pilgern wünschen:

Ist's Wahrheit, was ich ahne?
Ich seh euch pilgernd zieh'n
Und eure Karawane
Vor Kevelaers Bildchen knie'n,
Ich seh andächtig wallen
Euch um das Heiligtum,
Hör' eure Lieder schallen
Laut zu Marias Ruhm.
Wollt glücklich denn nun reisen
Es lenke eure Fahrt
Der Himmel, der die Weisen
Einst hat so treu bewahrt.
Und wenn an eurem Ende
Die letzte Reis' ihr tut,
Dann nehmen Mutterhände
Euch all in ihre Hut.

„Nie wieder Krieg."

Im Weltkriege traf einmal ein deutscher Soldat nachts im Walde einen Russen, der unbeweglich auf einem Baumstumpfe saß. Als er näher ging, sah er, daß der Russe erfroren war und in den erstarrten Händen das Bild seiner Frau und seines Kindes hielt. Erschüttert ging der Soldat ins Lager zurück und holte seinen Offizier, um ihm den herzbewegenden Anblick zu zeigen. Der Offizier sah den Russen und schlug sich an die Stirn mit dem Ausruf: „Ach, was ist der Mensch!" Ja, was ist der Mensch! Einmal lebt in uns die tiefste Zärtlichkeit, das sehnsüchtige Verlangen nach Liebe und Gemeinschaft, und zugleich lebt in der Brust des Menschen ein böser Dämon, der uns aus den Armen der Liebe reißt, und uns in Haß und Mord stürzt. An den gleichen Händen, die den anderen zärtlich umfassen, tragen wir die Krallenerbschaft Kains, die Zeichen wilder Bedürfnisse nach der Vernichtung des Gegners, nach brutaler Hinwegräumung aller Hindernisse, die sich unserem selbstsüchtigen Wunschleben entgegenstellen.

„Nie wieder Krieg", das ist doch wohl der Wunsch aller vernünftig denkenden Menschen, aller der Völker, die die Hab- und Ehrsucht und ein schrankenloser Konkurrenz-Egoismus auf politischem wie wirtschaftlichen Gebiete in den Krieg hineingezogen haben und nun als Sieger oder Besiegte aus demselben zurückgekehrt sind. Ein furchtbarer Gedanke: Millionen dahingemordet.

Es ist schon schauerlich, wenn wegen einer kleinen Beleidigung der Beleidigte den Beleidiger zur vermeintlichen Sühne im Duell vor die Pistole fordert, und nun der eine den andern mit kaltem Blute niederknallt, der Gattin den Gatten und den Kindern den Vater raubt. Aber wie entsetzlich erst dieses Völkerduell mit all dem Blut und Leid, und das mit so wenig sittlicher Begründung, daß heute keiner die Schuld am Kriege auf sich nehmen mag. Eine Kriegspsychose, ein Wahn, ein Taumel, in den die Völker hineingerannt sind, wie bei einer Feuersbrunst die erschreckten Schafe in das Feuer.